

Reise in die Cevennen

Vom Widerstand der Hugenottinnen



Das ehemalige Schloß von Lussan

Alexandra

Nach den Irrwegen
Glätte ich meine Seele
Als Ausweg

Das Gitter
Vor meinen Pupillen
Verändert den Blick
So wie die Sonne wandert
Ich kuschel mich
An die Schattenseiten

Dieses Gedicht schreibe ich am 25. Dezember, einen Tag vor unserer Abreise. Von der Fahrt nach Südfrankreich erwarte ich mir auch einen Abstand zu den letzten Wochen in Berlin. Ich hoffe auf Ruhe in meinen Gedanken, auf durchzuschlafende Nächte und auf Zielpunkte, die mein Wollen nach vorn richten und nicht zurück zu brüchigen und unsicheren Wegen, auf die mich eine Beziehung gebracht hat.

Wir fahren über Frankfurt, Mulhouse und Besançon bis kurz vor Lyon, wo wir übernachten. Am nächsten Tag sind wir wieder zeitig auf den Beinen. Wir verlassen die Autoroute du Soleil, über der jetzt ein dunstiger Himmel hängt, in Bollène und fahren Richtung Bagnols-sur-Cèze – das ist die Straße, die direkt in die Cevennen führt.

In Pont St. Esprit stellen wir den Wagen ab. Jetzt am späten Vormittag sitzen in den Cafés schon die alten Männer und spielen Karten. Zwei Jungen amüsieren sich lautstark mit einem Flipperautomaten. Wir sind die einzigen Fremden im Ort und im Café die einzigen Frauen. Aber das hat keine Nachteile: niemand wird uns mit seinen Blicken lästig, wir fühlen uns

wohl. Die Platanen auf dem Corso sehen traurig aus, ihre kahlen Äste passen irgendwie nicht zu den unverändert fleckigen und dicken Stämmen. Es fängt leicht an zu regnen, als wir wieder losfahren.

Ende Dezember. Die Landschaft ist braun, soweit das Auge reicht: braunes Buschwerk, braune Felder und Weinstöcke. Dunkle und helle Brauntöne, und das Grün einiger Nadelbäume dazwischen wirkt beinahe künstlich. Im Sommer ist das anders; eine satte, fruchtbare Landschaft hier im Vorland der Cevennen. Nur in den Bergen wird es karger, je höher es geht. Hinter Bagnols biegt irgendwann eine kleine Straße ab, sie führt nach Lussan. Dieses alte Wehrdorf liegt auf einem Hügel weithin sichtbar ins Land. Die wuchtige Stadtmauer rund um den Ort ist vollständig erhalten. Sie leistete einst gute Dienste, denn besonders zur Zeit der Religionskriege war das Leben unsicher und bedrohlich. Lussan war und ist ein protestantisches Dorf, 95 % seiner Bevölkerung sind noch heute reformiert. Das Schloß der ehemaligen Herren von Lussan bildet einen Eckpfeiler in der Stadtmauer nach Osten hin. Im Schloß ist heute das Bürgermeisteramt des Ortes.

Und dort wollen wir auch hin. Im September werde ich einen Film drehen über die Hugenotten in Südfrankreich, und jetzt wollen Jacqueline und ich recherchieren: mit Menschen sprechen, Museen und Archive besuchen und Orte ausfindig machen, an denen sich die Kämpfe zwischen Protestanten und katholischer Obrigkeit abgespielt haben. Mich interessiert die Frage, ob der Calvinismus sich gerade in dieser Gegend so ausbreiten konnte, weil er eine Ausdrucksform für die berechtigten Widerstände eines ausgebeuteten Volkes war. Und – was

haben diese Kämpfe noch mit den Menschen von heute zu tun, mit den Frauen zum Beispiel?

Die Motivation zu dieser Arbeit ist eigentlich eine rein persönliche. Seit einigen Jahren kenne ich dieses Land, und im letzten Sommer war ich viele Wochen hier, sprach mit den Menschen, lernte immer mehr von ihnen kennen. Auf den Gesichtern der alten und jungen Frauen finde ich eine Mischung aus Stolz und Verschlussenheit, manchmal Schermtut; aber auch Wärme sehe ich und Freundschaft, wenn ich länger mit ihnen rede und wir uns mögen. Je mehr ich über die Menschen hier erfahre, desto mehr faszinieren sie mich, ebenso wie die Landschaft, in der ich mich heimisch fühle wie sonst nirgendwo.

Und ich merke, wie auch Jacqueline einen spontanen Bezug zu allem bekommt. Daß wir jetzt zusammen hier sind, ist Zufall; Jacqueline studiert an der PH Berlin und wir kennen uns aus einem Medien-Frauseminar, das ich dort mache. Als sie kurz vor Weihnachten sagte, Film würde sie eigentlich viel mehr interessieren, als Lehrerin zu werden, fragte ich sie, ob sie Lust hätte, mitzukommen.

Lussan ist ein typisches Beispiel für so ein protestantisches Dorf im Osten des Languedoc. Die Leidensgeschichte seiner Einwohner hat sich hundertfach anderswo genauso abgespielt: Mord, Folter und Vergewaltigung der Frauen durch die königlichen Truppen. Über Vergewaltigung sollen wir noch einige Hinweise finden im Lauf der Reise. Die Dokumente darüber sind meist kurz und amtlich, wie die folgende Eintragung in den Annalen der Kreisstadt Uzès: „Am 8. September 1748 überfallen Soldaten einen protestantischen Gottesdienst und vergewaltigen die Frauen.“ Sonst nichts. Es waren die Soldaten Ludwigs XV.

Ein Land voller Kämpfe und Leiden, die sich tief eingepägt haben in die Mentalität der Einheimischen. Jahrhundertlang mußten sich die Menschen wehren gegen Ausbeutung und Unterdrückung. Immer schon gab es Brotunruhen und Bauernrevolten. Die Taille (das ist die Steuer, die bis zur französischen Revolution alle außer Adel und Klerus zahlen mußten) zog das Letzte aus dem Volk heraus. Teuerungen und Mißernten brachten ungeheure Not, und Seuchen und Kriege dezimierten in regelmäßigen Abständen eine Bevölkerung, deren Lebenserwartung ohnehin äußerst gering war. Kämpfe, die auch geschlechtsspezifisch waren: Frauen haben die Brotunruhen sehr stark initiiert und getragen, wie etwa 1645 in Montpellier, als die Frauen gegen Getreide- und Brotpreiswucher revoltierten und drei Tage lang die Stadt derart in Aufruhr hielten, daß der Gouverneur sogar gezwungen war, die Truppen aus der Stadt auszuquartieren, um den Zorn der Frauen zu beruhigen. Durch den Calvinismus, der sich seit etwa 1525 in der Gegend verbreitete, wurde also nur etwas fortgesetzt, was die Bevölkerung ohnehin schon praktiziert: Widerstand. Und der mußte mit aller Macht gebrochen wer-



Terror gegen die Zivilbevölkerung: die Dragonnaden



Zeichnungen aus *histoire de la France rurale*, Seuil Verlag '75

Schwerstarbeit für Landfrauen: eine Bäuerin des 18. Jh. auf dem Weg zum weit entfernten Markt

den, da er sich unmittelbar gegen die staatstragende katholische Religion, also gegen den Staat selbst richtete. Im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts entstanden unter der Herrschaft Ludwigs XIV die sogenannten Dragonnaden. Dragonerregimenter wurden auf die Dörfer verlegt und bei den Bauern und Handwerkern einquartiert. Die Bevölkerung mußte für ihr Essen aufkommen und war dem täglichen Terror schutzlos ausgesetzt, den die Soldaten verübten. Mädchen und Frauen waren deren sexuelle Beute, willkürliches Morden und Foltern war an der Tagesordnung, die armseligen Wohnungseinrichtungen wurden demoliert und das ganze hörte erst auf, wenn die Menschen dem reformierten Glauben absworen und sich zum Katholizismus zurückbekehrten.

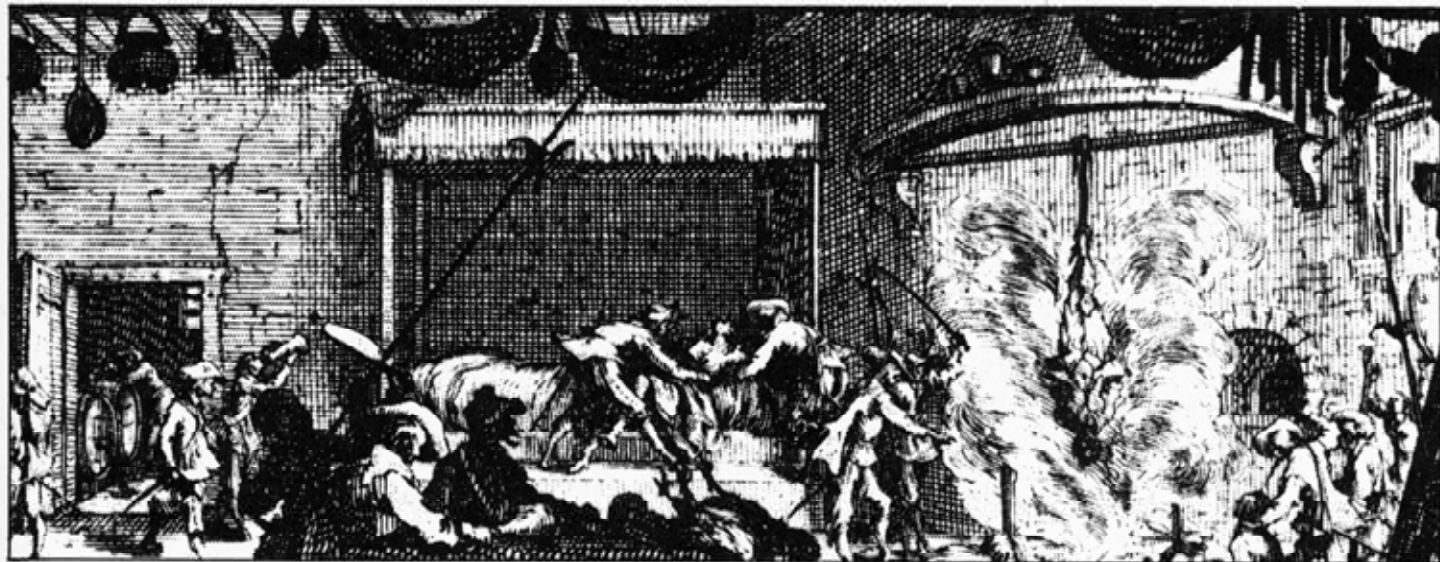
Aber in dieser Zeit gingen die Protestanten heimlich zum Gottesdienst. Sie versammelten sich in den unwegsamen Schluchten und Ebenen der Cevennen und des Vorlandes. Diese Wildnis nannten sie die Wüste. Oft wurden ihre Gottesdienste verraten, und wer von den Soldaten erwischt wurde, den erwarteten drakonische Strafen: Tod für die Pfarrer, die Galeere für die Männer sowie langjährige Kerkerstrafen für die Frauen, für die es in der offiziellen Urteilsbegründung stereotyp hieß: „Die Beschlagnahme des Gesamtbesitzes und des Körpers.“ Die Kinder protestantischer Eltern wurden auf die umliegenden Klöster verteilt und einer katholischen Zwangserziehung unterworfen.

Als Folge der Dragonnaden erhoben sich in den Bergen der Cevennen die kleinen Handwerker und Bauern. Im Camisar-

denkrieg zu Beginn des 18. Jahrhunderts trugen sie ihren Widerstand bis in die Ebenen, operierten partisanenähnlich mal hier mal dort. Viele Frauen waren an den aktiven Kämpfen beteiligt, und die oft nur mit Sensen und Mistgabeln bewaffneten Rebellen hielten ein gutgerüstetes königliches Heer in Schach. Bei den verbotenen Gottesdiensten holten sich die

aufs Bürgermeisteramt gehen. Eine Frau gibt uns dort den Rat, die Familie Chastanier aufzusuchen, die am besten Bescheid weiß über die Geschichte des Ortes.

Das Haus der Chastaniers steht direkt neben der reformierten Kirche. Wir klopfen am schmiedeeisernen Tor und ein alter Mann macht uns auf. Monsieur Chastanier ist 83 Jahre alt und



Mord, Folter, Diebstahl und natürlich Vergewaltigung: Soldaten überfallen in der Mitte des 17. Jh. einen Gutshof

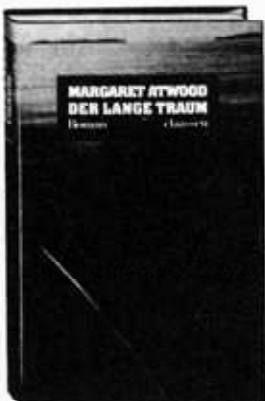
Aufständischen ihre moralische und ideologische Stärke, und es gab viele Predigerinnen und Prophetinnen, die zum Widerstand gegen die Soldaten aufriefen. Frauen und Männer im Widerstand. Wenige von ihnen widerriefen, wenn sie gefangen wurden, nahmen lieber Folter, Scheiterhaufen und Rädern in Kauf.

Dies alles geht mir durch den Kopf, während wir in Lussan

hat über Lussan einen geschichtlichen Abriß geschrieben, zwar nicht veröffentlicht, aber er will uns das Manuskript gern ein paar Tage leihen, damit ich mir das wichtigste rausschreiben kann. Er führt uns in ein Zimmer im ersten Stock. Dort stehen in einem Schrank mehrere alte Calvin-Bibeln. Seit 1500 ist die Familie in diesem Haus ansässig, und seit 1530 protestantisch, eine der ersten im Dorf. Dann kommt seine Frau herein, gesellt

»Ein erstaunliches Werk,
präzise und voller Spannung.«

Denver Post



256 Seiten,
gebunden,
26 DM

»Dieser Roman von der Selbstentdeckung einer Frau hat keinen Makel. Er ist tief und wahr – so wahr, daß dies an Terror grenzt.«
Library Journal

»Margaret Atwood macht keinen falschen Schritt. Ein tiefer, brillanter Roman.«
New York Times

claassen

Postfach 9229,
4000 Düsseldorf 1

In jeder Buchhandlung!

Postfach 57
8000 München 80
Tel. 089/37912 05
lesbenmag

come out

COME OUT

Interviews mit lesbischen Frauen 1
aus den unterschiedlichsten heterosexuellen Lebenserfahrungen sind diese Frauen alle zum selben schluß gekommen: sie können ihre eigenen Interessen und Möglichkeiten nur erkennen und verwirklichen wenn sie sich dem männlichen einfluß auch im sogenannten Privatbereich entziehen und ihre Energien und Gefühle ungebrochen Frauen zuwenden. sie berichten in diesem Buch über ihre Erfahrungen und Veränderungsprozesse.
150 Seiten, 12 Mark

Die Bücher werden ausschließlich in Frauenbuchläden verkauft und können direkt bei Vertrieb und Verlag bestellt werden. Die Begründung ist in den Büchern

münchener lesbentheater
SAPPHO UND ALLE DIE DANACH KAMEN
diese Photobroschüre dokumentiert das Theaterstück der Münchener Lesbenveranstaltung und zeigt, daß Lesben einen bedeutenden Teil unserer Kulturgeschichte geprägt haben. es ist ein Versuch, die totgeschwiegene lesbische Kulturgeschichte im Rampenlicht wieder zu erhellen. 40 Seiten, 10 Mark

Neues bei Trikont

Pierre Samuel
AMAZONEN, KRIEGERINNEN UND KRAFTFRAUEN

Die Behauptung, Frauen seien Männern von Natur aus physisch unterlegen, ist eines der verbreitetsten Argumente, die zur Rechtfertigung der sozialen Unterdrückung der Frauen in patriarchalischen Gesellschaften vorgebracht wird.

Können Frauen unter günstigen Umständen Fähigkeiten erwerben und Leistungen vollbringen, die gewöhnlich Männern vorbehalten sind?

Ein Beitrag zum Kampf gegen den Sexismus, der ebenso wie der Rassismus Teil einer Ideologie ist, die hierarchische, auf dem Prinzip der Herrschaft aufgebaute Gesellschaften stützt.
368 S. mit vielen Bildern 25 Mark

ARADIA
DIE LEHRE DER HEXEN
Mythen, Zaubersprüche, Weisheiten und Bilder

Aradia ist eine der Hauptquellen für das Wiederaufleben des Hexenkultes in den angelsächsischen Ländern.

Wie magisch Aradias Bilderwelt und Gesänge auch erscheinen mögen, sie stellen sich dennoch in einen radikalgesellschaftlichen Zusammenhang.

128 S. 10 Mark

TRIKONT-VERLAG, Kistlerstr. 1, 8000 München 90 Bitte kostenlos unseren Verlagsprospekt anfordern.

sich zu uns. Sie ist vielleicht Ende sechzig, mit gichtigen Fingern, macht aber dennoch keinen kränkelnden Eindruck auf mich. Wir erzählen ihr, was wir in der Gegend machen und daß wir auf der Suche nach Gesprächspersonen für den Film sind, und daß wir was wissen wollen über das Leben der Frauen hier. Ihre Augen werden lebhaft. „Da müssen Sie unbedingt Mademoiselle François sehen!“ Mademoiselle François ist fast siebzig Jahre alt und ich weiß sofort, daß es sinnlos ist, sie konsequent mit Madame François zu bezeichnen. Der alte Chastanier nickt: Mademoiselle François ist ein ausgezeichnete Tip. Er ist übrigens ganz stumm geworden, seit seine Frau gekommen ist, und Jacqueline und ich erleben die angenehme Überraschung, daß ein Ehemann nicht ständig seiner Frau ins Wort fällt, alles besser weiß und die Außenkontakte für sich okkupiert. Chastanier ist ein netter alter Herr, der gut aushalten kann, daß es seine Frau ist, die die richtigen Ideen für uns hat. „Mademoiselle François wohnt nicht weit von hier. Nur ein paar Kilometer. Der Weiler heißt Dizier, das ist wirklich nicht schwer zu finden.“ Wir sind begeistert! „Sie ist wirklich très protestante und lebt allein in ihrem Haus. Auf jeden Fall kann Sie Ihnen eine Menge über die Protestanten erzählen.“ Madame Chastanier organisiert das auch gleich telefonisch für uns. Um 16 Uhr sollen wir in Dizier sein.

Das Haus der Chastaniers verlassen wir, nachdem der Alte uns noch den verwilderten Garten gezeigt hat, wo bis voriges Jahrhundert eine Seidenspinnerei stand – eine Filature. Als ich ihn frage, wer denn da gearbeitet hat, sagt Chastanier, es seien ausschließlich Frauen gewesen. Ich sehe ihn an und denke dabei, daß ich froh bin, daß er pensionierter Notar ist und nicht mehr der kleine Kapitalist, für den zirka 100 Arbeiterinnen aus den umliegenden Weilern und Gehöften für einen Hungerlohn schufteten müssen.

Jacqueline

Wir sitzen auf einem Hang in der Sonne, uns gegenüber Lussan: auf dem einzigen Hügel der Umgebung, eingebettet in ein Becken von vielleicht 3 km Durchmesser. Die Ebene rundum nur Felder und Wiesen, über weite Flächen die knolligen, gestutzten Rebstöcke, ein Fließchen, ab und zu ein einzeln gelegenes Gehöft, das Land zu den Rändern hin leicht ansteigend, auf den Hängen die zerzausten Büsche und Bäume, die wir überall in den Cevennen finden. Wir haben eine gute Stunde Zeit bis wir nach Dizier fahren, um Mademoiselle François zu treffen,

und machen Mittagspause. Alexandra sitzt links von mir auf dem nächsten Stein und liest in den ausgeliehenen Manuskripten der Chastaniers. Ich habe mein Schreibzeug auf den Knien, doch ich schaue mich erst eine Weile um. Dieses Lussan fesselt mich. Es sitzt auf seinem Felsen, breit und rund und weithin zu sehen, als ob sich das jemand ausgedacht hat, um es genauso zu bauen. Es wächst mitten in dem Becken aus dem Land heraus, die Felder und Wiesen wirken kuschelig mit ihren schläfrigen Winterfarben. Ich schaue zu Alexandra rüber. Ein bißchen beneide ich sie um ihr Französisch, daß sie jetzt diese Arbeit der Chastaniers lesen kann. Ab und zu nickt sie oder macht ein kleines, anerkennendes Geräusch. Überhaupt Chastaniers: sie borgen uns einfach ihre Manuskripte, von denen sie nur diese Originale besitzen. Wir dringen mittags bei ihnen ein, völlig fremd, Ausländerinnen, behaupten, wir kämen im Auftrag des Fernsehens . . . und niemand fragt nach Ausweisen, Sicherheiten, Bestätigungen der Sendeanstalt, nichts, sie zeigen und erklären uns alles, borgen uns ihre Sachen. Dieser Mangel an Mißtrauen, der uns noch so oft begegnet, erscheint mir manchmal schon naiv. Und ich bin es gewohnt, das als negative Eigenschaft anzusehen. Doch mit der Zeit vergeht auch mein Mißtrauen, verliere ich meine dauernde Wachsamkeit und die ständige Bereitschaft, mich wehren zu müssen – die Schutzmechanismen, die ich in Berlin täglich brauche. Irgendwie passen sie zusammen, das Land und die Leute – zurückhaltend, unaufdringlich, und von einer ungekünstelten Freundlichkeit.

Alexandra

Der Weiler Dizier liegt auf einer kleinen Anhöhe und besteht aus mehreren Gebäuden. Von der Straße aus können wir sehen, daß einige total verfallen sind. Das große weißverputzte Haus mit den grünen Fensterläden macht einen bewohnten Eindruck. Hier muß sie leben, die alte Protestantin. Ein schmaler Holzweg führt zum Weiler hinauf. Wir lassen den Wagen auf der Straße stehen und gehen zu Fuß. Über unseren Köpfen wölbt sich ein Dach aus Sträucherwerk, auch ohne Blätter ist es ganz dicht. Eine Schlingpflanzentyp. Die Erde ist glitschig, nasses Laub auf dem Pfad und die moosbewachsenen Steine sind angedeutete Stufen.

Der Weg ist nicht lang und plötzlich sind wir oben, gehen noch ein Stück Hausmauer entlang und stehen auf dem geräumigen Hof, der von 6 Gebäuden eingesäumt wird. Wir können weit ins Land sehen. Am Tor des getünchten Hauses klopfen



Der Schnee hat uns eingeholt, trotzdem ist noch das Typische der Landschaft erkennbar: Wein und Berge

wir und ein Hund bellt innen. Niemand öffnet, nur zwei abenteuerlich gescheckte Katzen springen uns von irgendwoher entgegen. Sie sind sofort unsere Lieblinge. Als Jacqueline und ich uns noch fragend ansehen und unsicher sind, was wir jetzt tun können, kommt eine Frau über den Hof. Sie lächelt



Mademoiselle François

uns zu. In ihren Händen hält sie einen Korb mit Löwenzahnblättern. Sie trägt Gummistiefel und ein wollenes Kopftuch. Ihre Augen sind hellblau und freundlich.

„Ich war im Garten, Dahinten“, sagt sie und zeigt nach Süden. Erstaunt stelle ich fest, daß sie ja ganz klein ist, viel kleiner als ich. Das beschäftigt mich eine Weile, denn ich bekomme das nicht zusammen mit dem Eindruck, den sie auf mich macht: Stärke, die ich gemeinhin mit einem langen hageren Körper assoziiere. Aber da bin ich wohl meinen eigenen Kli-

schees aufgefressen. . . „Kommen Sie herein“, sagt sie und geht ins Haus. Die beiden Katzen dürfen nicht mit, leider. „Die wollen ja doch bloß wieder fressen“. Mademoiselle François schließt die Tür. Ich mag diese Frau.

Jacqueline

Wir sitzen in der Küche und trinken Tee. Alexandra erzählt gerade, wer wir sind, was wir machen, warum wir mit ihr sprechen wollen. Ich bin ein bißchen müde und merke, daß es mir immer schwerer fällt, mich auf das Gespräch zu konzentrieren. Ich spreche französisch so gut wie überhaupt nicht, verstehe aber eine ganze Menge, wenn ich genau hinhöre. Ich hänge mich von einem bekannten Wort zum anderen, die Lücken muß ich selbst schließen, Zusammenhänge erahnen, manches Stichwort wird mir erst im dritten oder vierten Satz klar, schnell noch mal zurückkoppeln, was waren denn die letzten Sätze, gleichzeitig wieder hinhören – auf diese Weise war bereits der ganze Vormittag bei Chastaniers vergangen. Langsam gleite ich aus dem Gespräch raus und beschäftige mich mit anderem. Ich beobachte die beiden Frauen.

Mademoiselle François sitzt sehr aufrecht. Sie scheint ganz ruhig zu sein, nur manchmal preßt sie kurz ihre Hände im Schoß zusammen oder streicht die kleine Strähne zurück, die sich aus ihrem Knoten gelöst hat. Alles erscheint straff und gerade an ihr, selbst die Falten im Gesicht sind kräftig, lebendig. Beiläufig erwähnt sie, daß sie in den nächsten Tagen 69 Jahre alt wird. Mir fallen die alten Frauen ein, die ich jeden Tag in Berlin sehe, in der U-Bahn, auf der Straße. Sie wirken beladen, selbst wenn sie keine Einkaufstasche nach Hause schleppen; bei so vielen ist der Ausdruck im Gesicht gebückt, in den Augen ein bißchen Ziellosigkeit, an den Füßen orthopädische Schuhe. Der Gedanke, eine von ihnen könnte etwa Gummistiefel tragen, scheint mir absurd. Bei Mademoiselle François fällt mir die Überlegung „Wie hat sie wohl als Mädchen, als junge Frau ausgesehen“, nicht ein. Sie ist im Heute so da und beteiligt, noch ein bißchen mehr, als es für die Alten hier in der Gegend ohnehin schon typisch zu sein scheint. Ich werde wütend, als ich daran denke, daß man sie bei uns „Senioren“ nennen würde.

Alexandra sitzt ihr gegenüber. Während ich sie betrachte, fällt mir ein, daß sie 14 Jahre älter ist als ich und wie vieles ich von ihr nicht kenne. Darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht. Ich kenne sie zwar als Dozentin und als Freundin in Berlin, doch jetzt in der Arbeit erlebe ich sie neu, es entsteht ein konkreter Bezug zu dem, was ich bereits von ihr weiß, und ich empfinde eine ungekannte Vertrautheit. Sie haben sich etwas

Spielzeug

Spiele

Theorie für die Praxis

Poster

LP's

Kinder- und Jugendbücher

Zeitschriften

Kommunikation

Information



Strunwellotte
Kinderbücher und Spiele GmbH

Carmarstr. 11 * 1000 Berlin 12 * Tel. 030/312 56 54



Das Museum der Wüste in Mas Soubeyran

zu sagen. Nicht der Film, die Frauen hier sind wichtig. Und Mademoiselle François ist eine Frau, die einem ins Gesicht schaut beim Reden.

In den nächsten Tagen fahren wir nach Westen, hinein in die Berge. Das Mas Soubeyran liegt ein paar Kilometer nördlich von Anduze. Wir kommen vormittags an.

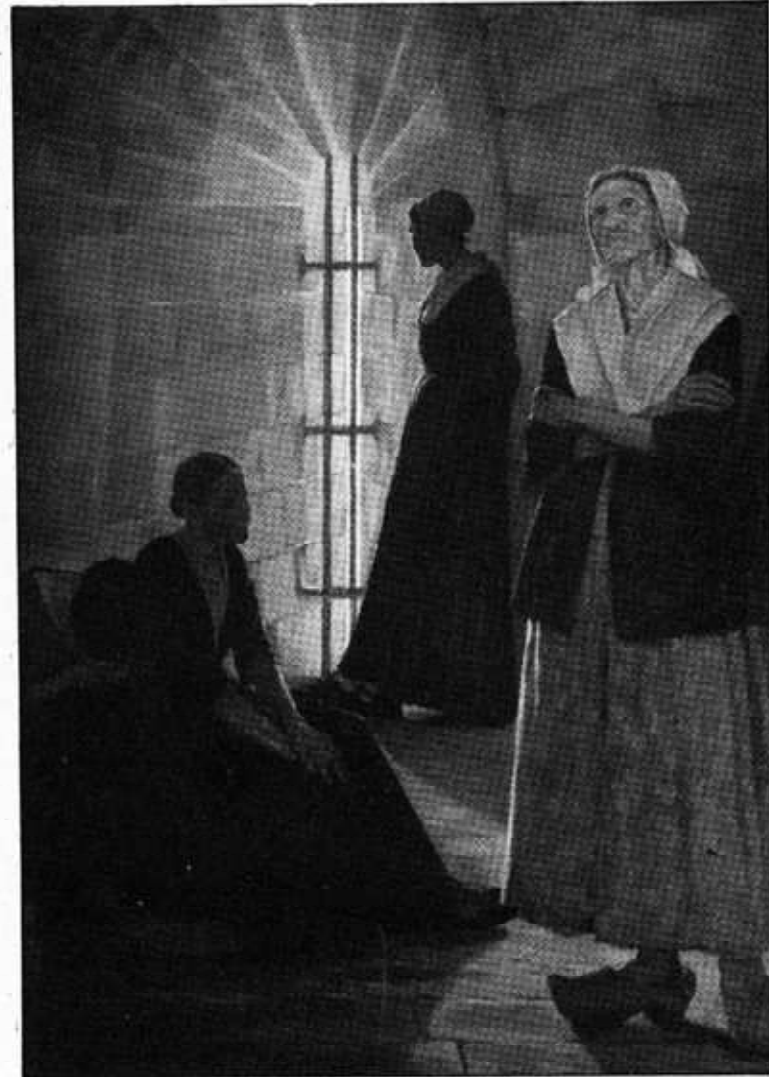
Ist dieser Ort denn überhaupt bewohnt? Wir gehen eine gewundene Straße entlang, außer uns scheint es nur die Sonne und ein paar Hühner zu geben. Die Häuser sind stille Kulisse. In einem von ihnen wurde Rolland, einer der Camisardenführer geboren. Am Haus ist ein Schild angebracht: „Le Musée du Désert“, Museum der Wüste. Hier wollen wir hin, hier sollen wir alle wesentlichen Dokumente des protestantischen Widerstands der Kirche der Wüste finden. Doch die Türen des Museums sind alle verschlossen. Hinter uns klappert es, ein Fensterladen wird geöffnet. Alexandra fragt den alten Mann, wo wir die Museumsverwaltung finden. Am Eingang des Dorfes, dort wo der VW-Bus parkt, sollen wir es versuchen. Das Museum sei um diese Jahreszeit aber geschlossen. Ja, das hatten wir uns schon gedacht, aber Alexandra hat die Verwaltung schon von Berlin aus angeschrieben.

Mit dem schweren, kupfernen Türklopfer versuchen wir uns bemerkbar zu machen. Der Lärm hallt durch das Dorf, und kurze Zeit darauf schaut oben eine junge Frau aus dem Fenster. Nach ein paar Sätzen kommt sie herunter. Ja, sie weiß Bescheid, sie haben den Brief bekommen. Mit dem klappernden Schlüsselbund geht sie voraus. Dann tauchen wir in eine dunkle, winkelige, enge Gasse ein. Die Tür, die sie aufschließt, ist so niedrig, daß ich mich bücken muß.

Wir befinden uns in historischen Räumen: die Kellergewölbe, die niedrigen Gänge, das Zimmer mit dem Versteck unter den Bohlen und dem dazugehörigen Eingang im Wandschrank

– hier hat sich Rolland versteckt, wenn das Dorf wieder durchsucht wurde.

Schnell ein Eintrag in unser rotes Notizbuch: Drehen nur nach Museumsschluß, nach 18 Uhr möglich, Ausleuchten sehr schwierig. Nebenbei ein weiteres Zeugnis des Erfindungsreichtums der Hugenotten: eine Kanzel, die sich beliebig wieder in eine Getreidetonne verwandeln ließ, so wurden sie auf der Straße nicht erkannt, wenn sie ihre Gottesdienste vorbereiteten. Später gehen wir in einen anderen Trakt. Ein dämmeriger Raum öffnet sich nach rechts hin, geradeaus wird eine große Halle sichtbar. Dorthin verschwindet Alexandra mit der Frau. Im Dämmerlicht des Vorraums entdeckte ich hinten an der



Die vier Frauengestalten stehen symbolisch für die Unbeugsamkeit (die alte Frau im Vordergrund), die Verzweiflung und Resignation (die beiden sitzenden Frauen) und die Hoffnung (die junge Frau im Hintergrund).

Wand ein großes Ölgemälde mit mehreren Frauen: kein Zweifel, der Tour de Constance, das Gefängnis der Frauen, von innen, gemalt von Jeanne Lombard. Längst weiß ich, wie der Turm aussieht, auf Bildern habe ich ihn gesehen, die Schießscharten, einzige Luft- und Lichtquellen überhaupt, waren nur als dünne, lange Striche erkennbar. Innerhalb einer Sekunde fallen mir alle Vorstellungen und Bilder ein, die ich beim Lesen von Marie Durands Biografie hatte – wer sie wohl alle sind: die alte Frau im Vordergrund, groß und aufrecht, die beiden, die hinten an der Wand sitzen und sich gegenseitig festhalten, wärmen, schützen; die Barfüßige, die Weinende – in wenigen Tagen werde ich den Turm sehen.

Dann entdeckte ich rechts die Tafeln, auf denen die Namen der Frauen eingemeißelt sind, der Frauen, die im Turm gewe-

sen waren oder in einem der anderen Gefängnisse . . . „beschlagnahm“ . . . Wo ist Alexandra, warum ist sie hier durchgegangen? Als ich sie holen will, ist sie noch mit anderem beschäftigt und zeigt mir eine Presse, mit der die Hugenottenkreuze hergestellt wurden. Später steht sie genauso schweigend wie ich vor dem Bild, den Tafeln, dem Modell des Turms von Aigues Mortes. Ist uns nur so kalt, weil die Räume nicht geheizt sind? Wir sind froh, als wir wieder draußen in der Sonne sind.

Alexandra

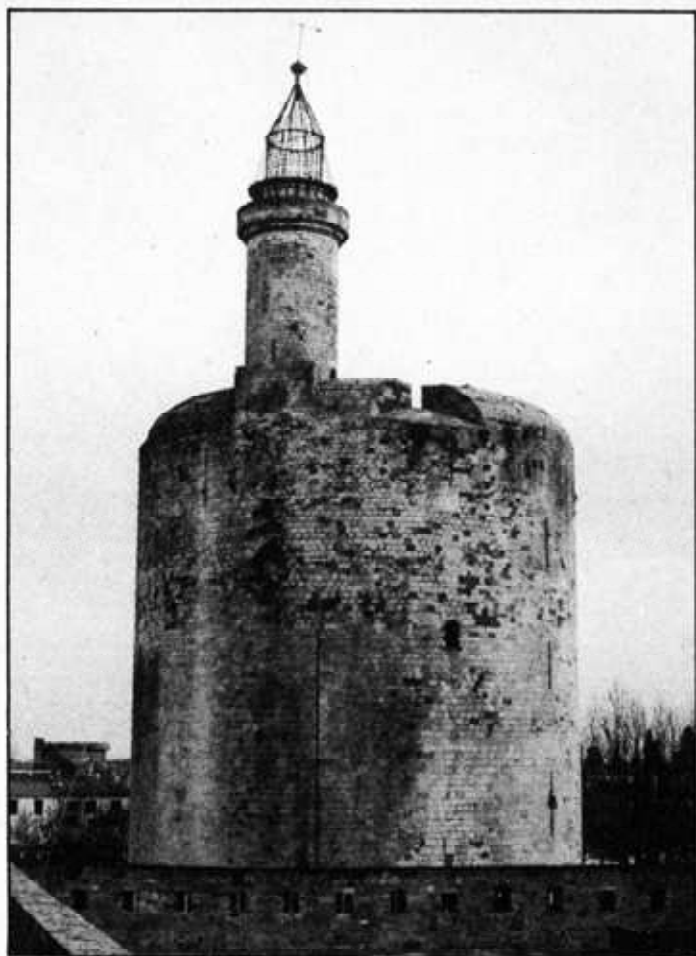
Es ist ein unheimlich schöner Tag. Vom Mas Soubeyran fahren wir ein paar Kilometer weiter nach Mialet. Die Landschaft ist hier unbeschreiblich: der Gard durchquert das Land, zieht sich durch tiefe Schluchten; sein Wasserstand ist niedrig, denn der Herbst war zu trocken. Rechts und links der Ufer erheben sich terrassenförmige Haine und Hügel mit Bäumen und Buschwerk. Wir überqueren den Fluß über eine kleine Brücke und hinter einem verlassenen Weiler erstreckt sich neben dem Weg ein langgezogener Maronenhain. Und auf dem abgestorbenen Laub liegen dicke Eßkastanien, glänzend wie poliert, manche noch in der stacheligen Schale. Wir lesen Maronen auf, knacken sie mit den Zähnen, ziehen die pelzige Haut ab und schmecken die süße Frucht. Dann stopfen wir uns die Taschen voll: Jacquelines Latzhose ist schnell ausgebeult und meine Trainingsjacke habe ich zu einer Tasche verknötet.

Während wir die Kastanien so aufsammeln, kommen mir Gedanken an meine Kindheit: das ist wie damals beim Nüsse-suchen, als ich elf war, und auch der Geruch der Erde und des Laubs hat etwas von früher. Und dann ertappe ich mich dabei, wie ich ein bißchen ein schlechtes Gewissen bekomme und mich umschau, ob uns auch niemand sieht. Als wir genug haben, gehen wir ein Stück weiter und setzen uns hinter einer kahlen Brombeerhecke in die Sonne. Es ist so warm jetzt in der Mittagszeit, daß wir unsere Pullover ausziehen können und kurzärmlig dazusitzen. Ich betrachte Jacqueline: ihr Gesicht kommt mir viel glatter und jünger vor als sonst, und als ich meine Gedanken wegnehme von ihr, freue ich mich – wir sind zusammen hier, und das finde ich schön.

Ganz still ist es und die einzigen Geräusche verursachen wir selbst – das Rascheln auf dem Gras, das Abschälen der Kastanien. Ich lege mich zurück, schließe die Augen und bin ganz weit weg. Ein warmer Himmel trägt mich 23 Jahre zurück und ich spüre keinen Bruch zwischen damals und heute.

Jacqueline

Silvester – ein Abendessen bei Familie Llopiz aus Lyon, die uns spontan zum Bleiben aufgefordert hatte; sie haben ein kleines Landhaus in Belvezet, unweit von Lussan. Statt lauter Musik, Tanz, hektischer Fröhlichkeit, Glitzerglitterknallerballe und Sekt ein langer Nachtspaziergang mit Christine und Philippe über Land, ein Sternenhimmel, der uns eine Weile



Der Tour de Constance in Aigues Mortes

schweigen läßt. Der Wind ist stark und trägt Gerüche und Geräusche weit mit sich, noch am Ende des Tals können wir die Hunde in Belvezet hören, ein Uhu irgendwo von links, wo die Schlucht ist – nur Alexandras Digitaluhr erinnert mich für einen Augenblick daran, daß wir im 20. Jahrhundert leben und die Camisarden sich nicht mehr in den Bergen versteckt halten.

Kurz nach Mitternacht umarmen wir uns, ich öffne die Flasche mit dem roten Landwein und gebe sie Christine, ich will mich nicht ins neue Jahr hetzen – zum ersten Mal keine Rückblicke, keine guten Vorsätze; nur das Jahr gelebt, was ist denn auch ein Jahreswechsel? Eine Nacht zwischen zwei Tagen.

Alexandra

In Aigues Mortes kommen wir an einem Nachmittag an. Diese Stadt führt uns zwar aus den Cevennen, aber wir wollen den Tour de Constance sehen, den Jacqueline schon erwähnt hat.

Zu beziehen über: LAZ Vertriebsgruppe, Yorckstr. 48, 1000 Berlin 61 und in allen Frauenbuchläden



Lesbenroman aus den
zwanziger Jahren
290 Seiten
DM 8,- plus Porto



Über Lesben weht der Wind
Plakat DIN A 1
DM 5,- plus Porto
Bauanleitung für
ein Windrad

Der Turm wurde im 13. Jahrhundert zur Zeit der Kreuzzüge gebaut und steht unzerstört bis heute.

Und in alle Ewigkeit, denke ich, als wir den Turm schon von weitem aus dem Auto sehen. Bedrohlich hebt er sich ab von der Stadt und den hohen Befestigungsanlagen. Ich habe Angst vor dem, was auf uns zukommt. Angst, diesen Turm zu betreten, über den ich schon so vieles weiß; Angst, in dem hohen Raum zu stehen aus hundert Abbildungen bekannt, in dem Frauen Jahre um Jahre ausgeharrt haben in Kälte und Krankheiten. Wir erfahren, daß es für eine Besichtigung schon zu spät ist, in einer Viertelstunde geht der Aufseher nach Hause. Morgen früh ab zehn Uhr – das ganze dauert sowieso über eine Stunde, wenn wir die Befestigungsanlagen auch noch sehen wollen. Vor dem Turm ist ein Gedenkstein für die weiblichen und männlichen Märtyrer des französischen Protestantismus. Als ich die Inschrift lese, schießen mir Tränen in die Augen. Ich hoffe bloß, daß Jacqueline es nicht merkt. Ach Unsinn – warum sollte ich meine Ergriffenheit verbergen?

Ein Hotel finden wir direkt neben dem Turm. Aigues Mortes ist leider auch um diese Jahreszeit relativ teuer, und nach einem neppigen Abendessen im Hotel sehnen wir uns nach den Cevennen, wo die Menschen uns so nah sind und nicht übers Ohr hauen. Als wir zu Bett gehen, gibt es noch eine Überraschung. Zufällig öffnet Jacqueline die Nachtschubblende und da finden wir ein Porno-Comic-Heft: Zara, eine attraktive Sexy-Braut, erlebt allerlei „tolle“ erotische Abenteuer, die darin gipfeln, daß ein tierähnliches Ungeheuer Zara wegschleppt und vergewaltigt. Zara findet dies natürlich wunderschön. . .

Am nächsten Tag gehen wir hinüber zum Turm. Ich betrachte die Menschen, die vorübergehen: ob sie wissen, was in diesem Turm passiert ist? Und was die damaligen Bewohner der Stadt sich wohl gedacht haben mögen, als sie die Schreie der gequälten Frauen hörten, die der Wind hin und wieder durch die schmalen Schießscharten in die Stadt trug? Auf gleichmütigen oder geschäftigen Gesichtern finde ich keine Antwort.

Der Turm. Eine schmale Brücke führt über einen Wassergraben zum Eingang. Jacquelines breite und große Gestalt zu meiner Rechten strahlt eine Beruhigung aus, die mir Sicherheit gibt. Wir sind die einzigen Besucherinnen. Der Frauenraum liegt im ersten Stock, kreisrund, in der Mitte ein abgedecktes Luftloch hinunter zum Erdgeschoß. Durch die Schießschartenschlitze sehen wir in die Camargue. Unsere Schritte hallen auf den Steinquadern. Alles in diesem Raum wirkt bedrohlich und massiv. Hier haben sie gelitten, Marie Durand allein 38 Jahre lang, und die anderen. Viele starben, viele wurden wahnsinnig. Frauen, die zur Zeit der Gefangennahme schwanger waren, brachten hier ihre Kinder zur Welt. Die Söhne wurden ihnen abgenommen, sobald sie fünf Jahre alt waren; die Töchter wuchsen länger auf in diesem zwanzig mal zwanzig Meter großen Rund – 15 Jahre, 20 Jahre.

Ich stehe da, ganz nah bei Jacqueline, und habe plötzlich keine Vorstellungskraft mehr. Die Erinnerung an diese unsagbaren Leiden entgleitet mir immer wieder – vielleicht weil ich mich schützen muß? Warum haben die Frauen das ausgehalten? Drei Worte genügte und die riesige Tür hätte sich geöffnet – „ich schwöre ab“. Das von Marie Durand in Stein eingeritzte Wort „Recister“ – widersteht –, mit zwei Schreibfehlern versehen, muß noch eine andere Bedeutung gehabt haben, als die mitgefangenen Frauen zum Durchhalten allein des Glaubens zu ermutigen. Was läßt Menschen so stark sein? Und was geschah wirklich in den Herzen und Köpfen dieser Frauen?

Ich durchquere den Raum, dessen Geschichte mir so endlich nah ist und fremd zugleich, und suche die Antwort in den Bedingungen, unter denen diese Frauen gelebt haben. Ja, das muß es sein: denn welche Funktion hätte der Glaube denn sonst, wenn er so unerschütterlich ist wie der dieser Frauen? Setzt er sich nicht vielmehr an die Stelle der verschiedenen und

nur allzu berechtigten Widerstände und Auflehnungen, und faßt diese gleichsam zusammen, gibt ihnen die psychologische und damit physisch ertragbare Form?

Wir sind wieder draußen. Der Himmel ist blau und ein kalter Wind weht. Als wir wegfahren, sehe ich im Rückspiegel den Turm ganz winzig werden. Recister . . . Jacqueline und ich reden lange kein Wort miteinander.

Jacqueline

Alexandra ist krank. Eine Gallenkolik hat sie für einen Tag außer Gefecht gesetzt. Aber das Wetter ist strahlend, und mit dem Schnee, der uns auch hier im Süden erreicht hat, wirkt St. Jean-du-Gard fast wie ein Alpendorf. Wir sind wieder in den Bergen. Ich streune den ganzen Tag in der Gegend herum, alle zwei Stunden schaue ich nach Alexandra.

Immer wieder holt Berlin mich ein, meine Gedanken lassen sich nicht abschalten, wenn ich nicht auf die Arbeit hier konzentriert bin – so wie bei längeren Fahrten, wenn das gleichmäßige Motorengeräusch mich schläfrig macht, so wie nachts, wo ich dauernd wilde Träume habe, so wie jetzt, wo ich in der Sonne sitze und der innere Druck wieder bemerkbar wird. Manchmal, wenn die Gedanken zu viele aber immer wieder dieselben werden, muß ich etwas schreiben, um meinen Kopf leichter zu machen:

Alexandra von Grote
Jacqueline Jancke

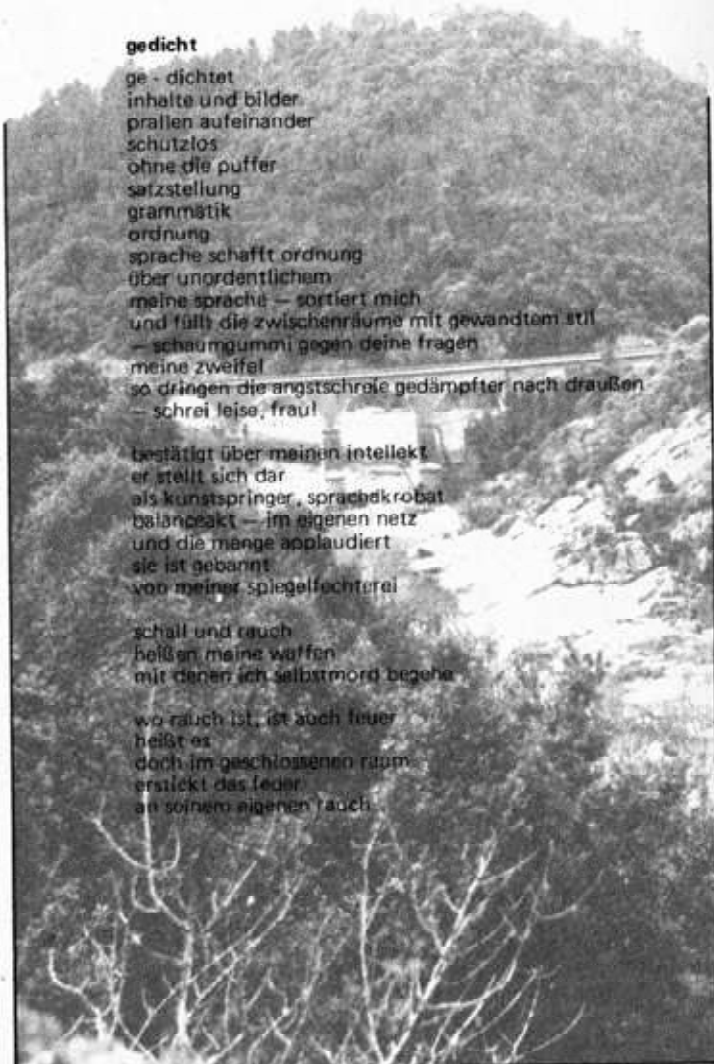
gedicht

ge - dichtet
inhalte und bilder
prallen aufeinander
schutzlos
ohne die puffer
satzstellung
grammatik
ordnung
sprache schafft ordnung
über unordentlichem
meine sprache – sortiert mich
und füllt die zwischenräume mit gewandtem stil
– schaumgummi gegen deine fragen
meine zweifel
so drängen die angstschrale gedämpfter nach draußen
– schrei leise, frau!

bestätigt über meinen intellekt
er stellt sich dar
als kunstspringer, sprachekrobat
balanceakt – im eigenen netz
und die mänge applaudiert
sie ist gebannt
von meiner spiegelochterrei

schall und rauch
heißten meine waffen
mit denen ich selbstmord begehe

wo rauch ist, ist auch feuer
heißt es
doch im geschlossenen raum
erstickt das feder
an seiner eigenen rauch



Die Landschaft in den Cevennen